

**Podium**

Die gegenseitige Sicht der Deutschen in Ost und West – Weiterwirken von Stereotypen und wie damit umzugehen ist

Annette Simon .....	88
Heinrich August Winkler .....	90
Hans-Jürgen Fischbeck .....	93
Ulrich Schacht .....	95
Manfred Rexin .....	100
<b>Diskussion</b> .....	103

**Vorsitzender Rainer Eppelmann:** Ich begrüße Sie alle zu dieser öffentlichen Anhörung „Wechselseitige Wahrnehmungen und Reaktionen im geteilten Deutschland und ihre Nachwirkungen“, ausgehend von der Erfahrung und der Erkenntnis, daß die Deutsche Demokratische Republik aufgehört hat zu existieren, daß sie aber mit ihrer Existenz einmal sehr nachdrücklich die Menschen geprägt und beeinflußt hat in Teilen bis heute, die in dieser DDR über viele Jahre gelebt haben, aber eben auch die Altbundesrepublikaner, die auch an der einen oder anderen Stelle sehr maßgeblich durch die deutsche Teilung geprägt und beeinflußt worden sind.

Ich möchte Sie, wie gesagt, alle ganz herzlich begrüßen, auch den gerade noch hereintretenden Professor Faulenbach. Die umständliche Themenformulierung vermag nicht zu verbergen, daß es heute erneut um unser aller Biographien geht: Wie haben wir im Osten und im Westen unseres geteilten Deutschland gelebt? Was haben wir voneinander gewußt? Was wollten und was konnten wir voneinander wissen? Wie sind wir uns begegnet? Wie hat uns das Wissen, oft sogar von unseren engsten Verwandten durch eine schier unüberwindliche Grenze getrennt zu leben, geprägt? Was ist von alle dem zurückblieben? Wie sehen wir uns heute?

Die zuständige Berichterstattergruppe hat sich bei der Zusammenstellung des heutigen Programms darum bemüht, möglichst viele Gesichtspunkte zu diesen Fragen einzuplanen. Da werden Kenner und Kennerinnen aus den Bereichen der Politikwissenschaft, der Publizistik, der Demoskopie, der Pädagogik, der politischen Bildung, der Sozialwissenschaften und schließlich auch noch Menschen zu Wort kommen, die die deutsche Teilung in besonderer Weise zu spüren bekamen. Ich danke Ihnen allen, die uns mit Ihren Beiträgen zum Nachdenken über unsere früheren und gegenwärtigen Wahrnehmungen voneinander helfen werden schon jetzt sehr herzlich!

Ich selber, Sie wird das vermutlich nicht verwundern, fühle mich hier auch ein bißchen sachverständig, gehöre ich als geborener Berliner doch zu jenen, die durch den täglichen Anblick der Mauer in der geteilten Stadt ständig daran erinnert wurden, daß es da noch dieses andere Deutschland gibt. Bis zum Bau der Mauer am 13. August 1961 hatte ich wie so viele andere ein Gymnasium in

West-Berlin besucht, weil ich, das hieß damals wegen mangelnder politischer Tätigkeit, nicht die Erlaubnis bekam, in dem Teil Berlins, in dem ich wohnte, mein Abitur machen zu können. Der Geruch der Currywürste und der Geschmack der Coca Cola, die farbige Pracht der Comics und die vielfältigen Verwendungsmöglichkeiten von Wrigleys Kaugummi waren mir bestens bekannte Selbstverständlichkeit, mindestens bis zum 13. August 1961.

Den Mauerbau habe ich selbst nicht in Berlin erlebt. Zu dieser Zeit war ich auf einer Rüstzeit im schönen Schloß Mansfeld, also mitten in Luthers Heimat. Auch dort hörten wir Siebzehn- oder Achtzehnjährigen natürlich Radio und erfuhren auf diese Weise schon am Morgen des 13. August von der Errichtung des „antifaschistischen Schutzwalls“ um West-Berlin. Das haben wir heute manchmal vergessen, der hieß offiziell bis zum letzten Tag seiner Existenz nicht verniedlichend Mauer, sondern „Antifaschistischer Schutzwall“. Die Altbundesrepublikaner unter uns sollten wissen, daß sie damit gemeint gewesen sind. Wir 17-, 18-jährigen hielten am 13. August das Ganze für einen Witz, ahnten noch überhaupt nichts davon, was dieser Tag grundlegend verändern sollte, auch ganz konkret in dem Leben jedes einzelnen von uns.

Schon wenige Wochen nach der Grenzschießung stand ich mit meiner Mutter und meinen Geschwistern im Ostteil Berlins in der Heinrich-Heine-Straße und winkte meinem Vater zu, der im Westteil Berlins auf einen der zu diesem Zweck gebauten Holztürme gestiegen war und von dort aus zurückwinkte. Meine Eltern hatten sich in vollständiger Verkennung der tatsächlichen Lage und ihrer Folgen geeinigt, daß mein Vater als „Ausweis-West-Berliner“, der er zu der Zeit war, zunächst im Westen bleiben sollte. Als wir damals über die Grenze hinweg unserem Vater zuwinkten, begriff ich, was da nun auf uns zukommen würde. Die Mauer mit all ihren Folgen für unsere Familie und für mich ganz persönlich würde ich wohl der SED nie verzeihen können.

Im Laufe der nächsten Jahre wurde ich ein richtiger Ost-Berliner wie alle anderen auch. Die vertrauten Straßenzüge im anderen Teil Berlins wurden mir fremd, auch wenn ich vieles von dem, was mir früher ganz selbstverständlich vertraut gewesen war, allabendlich im Fernsehen zu sehen bekam. Aber das war eine andere „Wahrnehmung“, um diesen Begriff aus der Titelformulierung dieser Anhörung einmal aufzunehmen. Wie anders diese Wahrnehmung war, begriff ich, als ich erstmals, auch das ist von hier aus zu sehen, im Restaurant des Fernsehturms am Alexanderplatz Kaffee trinken war.

Dieses Prestigeobjekt sozialistischer Baukunst besitzt ein, die meisten werden es wissen, drehbares Restaurant. Im Verlauf einer Stunde kann man da einen Rundumblick über das ganze Berlin genießen. Ich sah – klein wie Spielzeug – die Berliner Stadtlandschaft unter mir vorüberziehen, auch jene mir von den SED-Machthabern nun offensichtlich auf alle Zeit „verbotene Stadt“. Das hat wehgetan und zornig gemacht.

Glücklicherweise blieben wir nicht auf lange von allen Kontakten in das andere Deutschland abgesperrt. In Berlin waren wir da in einer besonders günstigen

Lage. Ich denke heute noch mit großer Dankbarkeit an alle die vielen Westmensen, die keine Mühe scheuten, um uns zu besuchen. Besonders die Kirchen haben hier viel Phantasie und Energie aufgebracht, um Menschen aus beiden Teilen des geteilten Deutschland zusammenzubringen. Wie mußte da von den Altbundesrepublikanern bei den Passierscheinstellen angestanden werden! Wie viele ganz persönlichen Ängste waren zu überwinden! Welche Entwürdigungen bei der Abfertigung durch die Grenzkontrollorgane der DDR waren hinzunehmen!

Aber diese Menschen kamen immer wieder. Manche nahmen weite Anreisen in Kauf, um uns zu besuchen. Heute weiß ich, diese Besuche, diese Begegnungen und Gespräche sind unheimlich wichtig gewesen – nicht nur für uns in der DDR, auch für die Besucher aus dem Westen und für den Westen überhaupt. Wir haben auf beiden Seiten sehr viel daraus gelernt. Wir waren nicht allein auf die bunten Fernsehbilder und die Magazinberichte angewiesen.

Und trotzdem war es immer wieder ganz schlimm, wenn wir dann am „Tränenpalast“ in der Friedrichstraße standen, um Menschen, die uns liebgeworden waren, zu verabschieden. Man konnte nicht mitgehen, und man wußte nicht, ob man sie wiedersieht. Wir wußten, die werden eine S-Bahn-Station weiter bald am Ku-Damm spazieren gehen können, während wir zurückbleiben müssen. Ich werde auch das abschließende Schulterzucken niemals vergessen, mit dem sich unsere Freunde oft verabschiedeten. Wieviel Resignation und Traurigkeit lag in dieser Bewegung! Wieviel unbegründetes Schuldgefühl auch bei denjenigen, die uns so gerne zu sich in ihr westliches Heim eingeladen hätten, die nicht immer nur bei uns auf dem Sofa sitzen wollten und doch wußten: Das geht nicht!

Und damals dachten wir nicht: Das geht noch nicht, sondern wir dachten: Das geht nie nicht! Oder man wird einmal Rentner und reisewürdig.

Als am 9. November 1989 die Mauer fiel, stand ich mit einem Freund auf der Bornholmer Brücke. Ich mußte es mit eigenen Augen sehen, daß nun endlich Schluß war mit all den Trennungen, Entfremdungen, Mißverstehensmöglichkeiten und Einengungen, die uns die SED über Jahrzehnte ungefragt und ohne unser Einverständnis verordnet hatte. Ich empfand den 9. November 1989 als die notwendige Korrektur des unmenschlichen 13. August 1961. Dieser hatte mir alles zerschlagen, was ich mir für meine Zukunft erträumt hatte. Inzwischen muß ich sagen: Ich bin ganz froh – nicht über die Mauer und das Trennende –, aber daß mein Leben so verlaufen ist, wie es verlaufen ist. Das danke ich aber nicht Erich Honecker und Walter Ulbricht und der klugen Politik, wie das immer hieß, der Arbeiter-und-Bauern-Partei SED, sondern ganz anderen.

Als ich in das politische Leben der sich zur Demokratie wandelnden DDR eintrat, traf ich auch auf manche Menschen, die in der Politik der Bundesrepublik eine Rolle spielten und die ich schon kannte. Sie hatten den Ost-Berliner Jugendpfarrer – manchmal auf geradezu konspirative Weise – schon vor dem Fall der Mauer besucht, weil sie selber sehen und hören wollten, wie wir leben,

was wir fürchten, worauf wir hoffen und wovon wir träumen. Ich fühlte mich nicht fremd im vereinigten Deutschland. Fremd hatte ich mich in der DDR gefühlt, die doch mein „eigenes Haus“ hatte sein sollen.

Erst später habe ich begriffen, in welcher bevorzugten Situation ich immer gelebt habe. Ich war Berliner, prinzipiell kontaktfreudig und im Raum der Kirchen zu Begegnungen auch über die Grenzen hinweg fast verpflichtet. Heute weiß ich auf mir oft schmerzliche Weise, daß wir, die wir so leben durften, einer relativ kleinen Minderheit angehört haben. Die meisten Bürgerinnen und Bürger der DDR hatten solche Kontaktmöglichkeiten nicht. Sie waren auf das Fernsehen angewiesen und die gelegentlichen Besuche von Verwandten und Freunden. Aber wie viele Menschen in der DDR hatten überhaupt solche Kontakte? Und die allermeisten hatten sie eben nicht.

Und wenn es solche Besuche gab, dann fehlte es doch zumeist an den notwendigen Vergleichsmöglichkeiten. Auch der größte Teil der Bewohner der alten Bundesrepublik hatte keine direkten Kontakte in die DDR mehr, interessierte sich deshalb auch nur noch mäßig für das, was in der DDR geschah, und plante, genauso wie die meisten Menschen in der DDR, sein Leben so, als ob es das andere Deutschland nicht gäbe.

Bei realistischer Betrachtungsweise sage ich deshalb:

Wir waren im geteilten Deutschland – vielleicht mehr als uns bewußt war und wir uns eingestanden – weit voneinander abgekommen, wußten zugleich aber auch, daß uns immer noch mehr miteinander verbindet als nur eine ferne Geschichte oder die Sprache, nämlich gemeinsame Hoffnungen und politische Verantwortung füreinander.

Wenn wir uns trafen oder übereinander sprachen, dann wurde das von zunehmender Unsicherheit bestimmt, denn wir konnten unsere Wahrnehmungen voneinander nicht mehr kontrollieren. Im Osten spürten wir auch, daß unser Interesse für den Westen intensiver war als das Interesse im Westen für uns.

Wir kannten uns bestenfalls nur noch aus der Besucherperspektive, gewissermaßen in der Feiertagsausführung. Auch unsere Begegnungen sind Feiertagsbegegnungen gewesen. Man erlebte sich ja nicht bei der gemeinsamen Arbeit, sondern bei Feierlichkeiten in der Familie, oder man verlebte ein Stück Urlaub miteinander in einem sogenannten Drittland. Wir fühlten uns angegriffen und zur Verteidigung dessen, was unsere jeweiligen Leben ausmachte, verpflichtet. Wir reagierten oft aggressiv oder mit Schweigen, weil wir uns gegenseitig immer weniger erklären konnten.

Wir erwarteten noch immer sehr viel voneinander, als die Mauer fiel. Die Tränen in der Nacht des Mauerfalls waren echt, und der Verbrauch an Sekt entsprach dem Überschwang unserer Gefühle. Dann aber kam das nähere Kennenlernen. Wir sahen unsere Alltagsgesichter und waren oft enttäuscht darüber, wie wenig unsere Wahrnehmungen von früher heute der Wirklichkeit tatsächlich entsprachen.

Heute, habe ich den Eindruck, können wir mit dieser Enttäuschung leben. Wir erleben da doch etwas ganz Normales und Notwendiges. Fast ist es so wie in einer Beziehung, in der schließlich auch der Ehealltag erst die Grundlage für eine dauerhafte Gemeinschaft darstellt. Darum, meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen, ist es hilfreich und notwendig, wenn wir uns von Fachleuten erklären lassen, was da eigentlich mit uns vorgeht, was wir bereits bewältigt haben und welche Wegstrecken wir noch zu gehen haben werden.

Ich wünsche dieser Anhörung einen guten Verlauf, Selbsterkenntnis und Realitätsbewußtsein, Verständnisbereitschaft und vielleicht sogar auch etwas Humor bei dem Unternehmen, die „wechselseitigen Wahrnehmungen und Reaktionen im geteilten Deutschland und ihre Nachwirkungen“ zu erkunden. Dankeschön.

(Beifall)

Ich lasse Sie jetzt einmal, meine sehr verehrten Damen und Herren, ein klein wenig hinter den Vorhang schauen. Ich bin jetzt in der etwas mißlichen Situation, daß mich ein Kollege hat bitten lassen, ihm jetzt das Wort zu geben, damit er sieben Minuten zusammenhängend reden kann. Ich kann ihm das Wort aber nicht erteilen, weil er noch nicht hier ist. Wundern Sie sich also nicht, wenn unser Kollege, Herr Professor Jacobsen, seine einführenden Worte erst an einer anderen passenden Stelle wird reden können. Er ist auf dem Wege vom Flugzeug hierher eben in einer Stadt, die nicht ganz leer ist, noch nicht angekommen. Wir begrüßen aber den Kollegen Koschyk, der offensichtlich mit einer anderen Maschine gekommen ist. Ich bitte darum zunächst, daß die Vorträge in der angekündigten Reihenfolge gehalten werden. Der Professor Jacobsen wird seine einleitenden Worte dann sicher zu Beginn seiner Moderation sprechen können. Ich möchte aber noch eine technische Ansage machen für die Mitglieder der Enquete-Kommission. Die hier vorne haben keine Probleme mit der Technik, habe ich mir sagen lassen, wir brauchen bloß anfangen zu reden und dann funktioniert das. Sie, wenn Sie fragen oder reden wollen, müssen einmal da vorne auf das Mikrophon, auf die Fläche draufdrücken, dann geht das an. Sie brauchen nicht ein zweites Mal zu drücken, da passiert gar nichts, sondern dadurch, daß der nächste, der dann spricht, auf sein Mikrophon drückt, geht es bei Ihnen dann automatisch aus. Wenn Sie aber verstanden werden wollen, das müssen Sie sich merken, müssen Sie auf das Mikrophon vorne vor Ihnen drücken. Herzlichen Dank. Also, wie gesagt, ich bitte dann um den ersten Vortrag zum Thema „Wahrnehmungsmuster in Ost- und Westdeutschland gestern und heute“. Bitte, Herr Rüdiger Thomas.

**Rüdiger Thomas:** Herr Vorsitzender, meine Damen und Herren. Bevor ich Ihnen einige Gedanken vortrage, die man in freier Variation der mir gestellten Aufgabe und im Anschluß an Uwe Johnson „Mutmaßungen über die Gegenwart geteilter Vergangenheiten“ überschreiben könnte, möchte ich eine kurze Vorbemerkung machen: